

Denis CLARINVAL

SPIRA MIRABILIS



DER TAG, DIE DÄMMERUNG UND DIE NACHT DER WELT

Der Tag ist nicht lichtvoll, er ist verhüllend.

Sein Glanz enthüllt nicht, er löscht aus: er legt über das Reale den Schleier des Scheins.

Wie Nietzsche in seinen Seiten gegen die «Wahrheit» als notwendige Lüge lehrte, ist das Licht des Tages nur eine Maske der Oberfläche.

Es ist beruhigend, aber falsch, denn es erstickt die tragische Tiefe der Existenz.

Unter diesem Tag herrschen die Götzen: der Glaube, die Religion, die Sicherheiten einer transzendenten Gewissheit.

Heidegger würde hier von der Herrschaft des «Man» sprechen, wo alles schon gesagt, verhüllt, gesichert ist.

Das Licht wird zum Leichentuch, und der Mensch lebt im Vergessen des Seins.

Dann kommt die Dämmerung.

Nicht bloß Niedergang, sondern Zerreißung des Tages.

Im Übergang zur Finsternis verstummen die Götzen.

Das Schweigen, das folgt, ist jenes, von dem Hölderlin sprach: das «Schweigen der Götter» nach ihrer Flucht.

Doch statt den Menschen dem Abgrund auszuliefern, öffnet dieses Schweigen einen Raum: der gestirnte Himmel verlängert die entrückte Erde.

Der Mensch, seiner festen Grundlagen beraubt, flüchtet in den Schlaf, in den Traum, in die Kunstgriffe seiner eigenen Einbildung.

Es ist noch immer, gleichsam bei Kant, der verzweifelte Versuch, ein Gesetz oder einen gestirnten Himmel über sich zu finden, auch wenn der Boden sich spaltet.

Die Dämmerung ist das Zwischen: eine Nacht, die taghaft wird, in der der Mensch in Trugbildern und Zufluchten lebt.

Doch es gibt eine andere Nacht, radikaler: die Nacht der Welt.

Es ist jene, von der Heidegger, Trakl lesend, sagt, sie sei «Weltlosigkeit».

Hier zerreißt der Schleier, und was erscheint, ist nicht mehr ein gestirnter Himmel, sondern das Dunkel, die grundlose Finsternis.

Es ist die Zeit der Verwüstung.

Die Sprache, einst verhüllend, zerbricht: sie wird durchsichtig, durchlöchert von Rissen.

Die Worte, sagte Nietzsche, sind nur «abgenutzte Münzen»; hier wird dieser Verschleiß zum

Abgrund.

Die Welt zerfällt, der Mensch entdeckt seine tragische Fragilität: was Traum war, verwandelt sich in Wahn, was Ruhe war, kippt in mörderischen Wahnsinn.

Diese Risse jedoch sind nicht in eine vorgegebene ontologische Struktur eingeschrieben.

Sie sind existentiell, geschichtlich: es ist das Ereignis, wie bei Jaspers, das den Abgrund eröffnet, nicht ein zeitloses Wesen.

Die Verwüstung ist Verlust des «Weiten», Verlust der Fülle eines Horizontes.

Darin liegt das Tragische: nicht bloß Endlichkeit, sondern Zusammenbruch des Sinnes selbst, der den Menschen in die Zukunft trug.

Und doch birgt sich hier die tragische Hoffnung: diese Risse sind auch Möglichkeiten.

Sie öffnen ein Werden, das zwar unerreichbar ist, aber dennoch Antrieb bleibt.

Das Selbst ist asymptotisch: niemals erreicht, immer fliehend.

Es ist das Gegenteil der hegelschen «Vollendung».

Nicht Synthese oder Versöhnung, sondern endloser Schwung.

Das Unerreichbare gründet den Schwung selbst: das ist das paradoxe Gesetz des Tragischen.

So wird jedes Sein, doch niemals allein.

Das Werden verlangt eine nicht-berechnende Sprache, offen für die Polyphonie.

Denn, wie Bachtin sagte, Sinn ist immer Dialog, immer plural.

Der Geist: keine metaphysische Substanz, sondern einzigartiger Atem in allem, der diese Polyphonie belebt.

In der Spalte wird der Mensch mit den anderen, und durch sie.

Die Gemeinschaft, die daraus entsteht, ist kein Ring, wie im heideggerschen Bild des zentrierten Wohnens.

Das Sein verweilt nicht: es zerstreut sich im Seienden.

Die Gemeinschaft des Geistes entfaltet sich anders: in aufsteigender Spirale, ohne festen Mittelpunkt, jedes Sein getragen von seinem eigenen Werden, und doch mit den anderen verbunden durch den Zement des Geistes.

Hier klingt die Figur der *spira mirabilis*, die den heideggerschen Ring übersteigt, indem sie ein immer unvollendetes Werden eröffnet.

Darum ist das Werden wesentlich tragisch: das Selbst bleibt asymptotisch, unerreichbar, immer weiter entfernt.

Doch dieses Unvollendbare ist kein Nichts: es ist das, was uns trägt.

In jedem Augenblick bricht ein Fragment der Ewigkeit hervor; im Endlichen öffnet sich ein Riss, in dem sich das Unendliche erahnen lässt.

Die Spalte, zunächst Verwüstung, wird zum Durchgang: Ort, wo der Geist seinen Atem offenbart, dort, wo der Mensch, dem Unmöglichen ausgesetzt, dennoch sein Werden findet.

DER TAG, DIE DÄMMERUNG UND DIE NACHT DER WELT

Der Tag ist nachtgeboren, sein Licht enthüllt nichts, sondern verhüllt das Reale, es breitet über die lebendige Weite den trügerischen Schleier seines Glanzes, es beruhigt, indem es auslöscht, es löscht unter der Maske des Scheins, und in dieser Herrschaft der Illusionen erheben sich die Götzen, der Glaube, die Religion, all die trügerischen Sicherheiten, der Mensch birgt sich darin wie in einem Leichentuch aus Helligkeit, doch dieses Licht ist nur ein Grab der Transparenz, wo das Reale in der falschen Klarheit des Tages erlischt.

Dann tritt die Dämmerung ein, sie zerreißt den Tag und bringt ihn zum Schweigen, die Götzen stürzen in ein Schweigen ohne Wiederkehr, der Mensch entdeckt sich seiner Grundlagen beraubt, zitternd auf aufbrechendem Grund, doch am Himmel flammt das Dunkel in neuen Sternbildern auf, die Sterne entzünden sich wie Feuer, um die verlorene Erde zu verlängern, und die Nacht wird taghaft in den Künsten des Traums und der Ruhe, der Mensch zieht sich dorthin zurück, enteignet von der Klarheit, die er für die seine hielt, und sucht Zuflucht im Schlaf, Gefangener seiner Illusionen.

Doch es gibt eine andere Nacht, schrecklicher, radikaler, die Nacht der Welt, wo der Schleier bis ins Nichts zerreißt, und was erscheint, ist nicht mehr Licht, sondern dichte Finsternis. Hier zerbricht die Sprache selbst und stürzt in ihre eigenen Risse, sie wird durchsichtig, durchbohrt von Abgründen, die sie nicht zu fassen vermag, die Welt löst sich auf, verschlungen von ihren eigenen Abgründen,

und der Mensch, über den Abgrund gebeugt, den er in sich trägt,
entdeckt seine tragische Zerbrechlichkeit am Rand seines eigenen Sturzes.

Diese Risse sind nicht die Narben eines schon gesprungenen Seins,
sie sind nicht ontologisch, sondern erwachsen aus der Geschichte,
sie ereignen sich im Ereignis als Zerbrechen des Realen,
die Verwüstung ist Verlust des Weiten, Verlust der Fülle,
das ist das Tragische: nicht die Endlichkeit, die man hinnimmt,
sondern der Zusammenbruch des Sinnes, der uns zum Horizont trug,
der Rückzug der Wohnung, die Aufhebung aller Zuflucht,
und die plötzliche Nacktheit des Menschen angesichts des Abgrundes.

Doch die Risse sind nicht nur Wunden und Schlünde,
sie sind auch Durchgänge, geöffnet von der Leere selbst,
tragische Verheißungen, weil sie niemals ans Ziel führen,
doch was endlos entgleitet, ist das, was uns vorantreibt.
Das Selbst, dem wir entgegenstreben, bleibt asymptotisch,
immer weiter entfernt, niemals erreicht, stets entfliehend,
und eben dies entreißt uns der Ruhe und erhebt uns,
das Unerreichbare wird zum Motor des Werdens.

Jedes Wesen ist diesem Werden ausgesetzt, das sich nicht erfüllt,
doch niemand wird allein, denn die Sprache ist polyphon,
sie berechnet nicht, sie entfaltet sich in der Vielstimmigkeit,
jeder wird mit den anderen, in den anderen, durch sie,
und der Geist, der in allem wohnt, belebt diese Bewegung,
ein einzigartiger Hauch in jedem Sein, Zement der Teilhabe,
er gründet eine Gemeinschaft, die kein geschlossener Kreis ist,
sondern eine Polyphonie, in der der Mensch sich selbst nicht mehr gehört.

Die Gemeinschaft des Geistes kreist nicht um ein Zentrum,
sie ist kein Ring, der unaufhörlich auf sich selbst zurückkehrt,
denn die Sprache ist nicht die Wohnung des Seins, das sich im Seienden verzehrt.
Sie erhebt sich anders, im Schwung einer aufsteigenden Spirale,

ohne Zentrum, ohne Rückkehr, jedes Wesen getragen von seinem eigenen Werden,
und doch mit den anderen verbunden durch die unsichtbare Kraft des Geistes,
die die einzelnen Risse zu einer gemeinsamen Erhebung vereint,
das Vielfältige zu einem stets fernerem Horizont tragend.

Das Tragische ist hier: das Selbst bleibt unzugänglich,
es ist das Unendliche, das uns ruft und sich jeder Vollendung entzieht,
doch dieses Unvollendbare ist kein Nichts, es ist unser Grund,
es ist, was uns trägt und uns uns selbst entreißt,
und in jedem Augenblick öffnet sich ein Fragment der Ewigkeit,
im Endlichen ein Riss, in dem sich das Unendliche ahnen lässt.
So wird die Spalte, zuerst Verwüstung, zum Durchgang,
und der Geist offenbart in ihr seinen Atem dem Werden der Menschen.

DIE DOPPELTE NACHT (TRAKL)

Bei Trakl ist die Nacht niemals einfach.
Sie tritt zunächst als ein Schleier der Sanftheit hervor,
sie breitet ihre Arme über den müden Menschen,
sie beruhigt die Wunden des Tages,
sie schenkt die Ruhe und das Schweigen der Sterne,
sie birgt den Traum, der die Erde noch bewohnbar macht.
Es ist die Nacht-Zuflucht, die mütterliche Nacht,
in der sich der Himmel öffnet, um die Seele zu trösten.

Doch im Herzen eben dieses Schleiers bildet sich ein Riss,
zunächst unsichtbar, dann klaffend und unwiderruflich.
Die Nacht wird dann zum Abgrund, sie schützt nicht mehr, sie verschlingt,
sie beruhigt nicht, sie enthüllt die Zerstörung.
Es ist die Nacht der zerbrochenen Welt,
die Nacht, in der jede Sprache zerbricht,
wo die Worte selbst sich auflösen
in der Durchsichtigkeit ihrer Ohnmacht.

Zwischen diesen beiden Nächten gibt es keine Grenze,
sondern ein Gleiten, ein plötzliches Umkippen.
Der Traum verwandelt sich in Wahn,
der Stern wird zum Abgrund,
die Sanftheit kehrt sich in Schwindel.
Hier wohnt die tragische Wahrheit:
in der Zweideutigkeit selbst,
in der unmöglichen Trennung von Schleier und Riss,
im unaufhörlichen Übergang von der einen zur anderen.

So bietet sich die Nacht bei Trakl nicht als friedliche Metapher dar,
sie ist Ort der Bewährung.
Sie ist zugleich Wiege und Grab,
Zuflucht und Verwüstung,
Geflüster der Sterne und Schweigen der Ruinen.
Sie birgt das Leben und entzieht es,
sie empfängt den Menschen und enteignet ihn.
Und in diesem zerbrechlichen Ort,
wo Trost und Verlust sich kreuzen,
wohnt der Dichter.

HÖLDERLIN UND TRAKL: ZWEI REGIME DES DICHTERISCHEN DENKENS

Bei Hölderlin steht immer eine Meditation im Hintergrund:
die Philosophie ist der Sockel, die unterirdische Quelle.
Die Poesie erhebt sich, aber sie wird getragen
von einer vorgängigen Architektur,
von einem Denken, das schon gegliedert ist
(Griechenland, das Geschick, der Widerhall des Heiligen).
Man spürt bei ihm die Gegenwart eines spekulativen Horizontes,
der das Gedicht durchströmt,
auch wenn er sich in Gesang verwandelt.

Bei Trakl: nichts dergleichen.

Die Poesie gründet sich nicht auf ein vorgängiges Denken,
sie ist das Denken.

Doch ein Denken anderer Ordnung:
nicht diskursiv, nicht demonstrativ,
sondern fragmentarisch, visionär,
durchzogen von Bildern, die selbst Begriffe sind,
ohne es zu sagen.

Es ist ein Denken des Un-denkbaren,
im Sinn, dass es nicht klären will,
sondern das Dunkel bewohnen,
es in seiner Opazität aussetzen.

Wo Hölderlin meditiert, bevor er singt,
denkt Trakl im Singen.

Das Gedicht ist nicht das Gewand einer Philosophie,
es ist das Hervortreten einer Wahrheit,
die sich anders nicht sagen ließe.

Daher dieser Eindruck einer halluzinierten Stimme,
einer unmittelbaren Vision,
wo das Denken nie als Schlussfolgerung kommt,
sondern als aufgerissene Leere.

Bei Hölderlin wird die Poesie getragen
von einer philosophischen Architektur, die vorausliegt.

Der Sockel ist schon da:
das erträumte Griechenland, die Gestalt der Götter,
die Dialektik von Nähe und Ferne,
vom Heiligen und vom Irdischen.

Das Gedicht kommt dann als Erhebung dieses Sockels,
als Gesang, der eine schon gebildete Meditation transponiert,
als sinnliche Form eines Denkens, das ihm vorausgeht.

So bewahrt die hölderlinische Poesie
die Transparenz eines philosophischen Horizontes:
sie empfängt von ihm die Struktur,
sie erhöht seinen Widerhall.

Bei Trakl ist alles umgekehrt.

Es gibt keinen Sockel, keinen vorausliegenden Horizont,
keine unterirdische Philosophie.

Das Denken entsteht im Gedicht selbst,
im Aufbrechen der Bilder,

und diese Bilder übersetzen keinen Begriff:

sie sind Begriff,

doch visionär, fragmentarisch, opak,

nicht ablösbar von der Sprache, die sie hervorgebracht hat.

Trakls Poesie will nicht klären, sondern aussetzen,
sie errichtet kein Gebäude, sie öffnet eine Kluft.

Zwischen beiden zeichnet sich ein grundsätzlicher Abstand:

bei Hölderlin ist die Poesie von der Philosophie bewohnt,
wie von einem Sockel, der ihr vorausliegt;

bei Trakl ist die Poesie selbst der Ort,
wo Denken geschieht,

ohne Absicht und ohne vorgängige Architektur,
sondern in der Unmittelbarkeit des Gedichts,
das im Singen denkt.

DIVERGENZ MIT HEIDEGGER

Bei Heidegger bezeichnet die Verwüstung (*Verwüstung*)
den Verzicht auf eine Welt, die ihrer Götter beraubt ist,
die Wüste der Moderne.

Doch diese Verwüstung wird als Vorstufe gedacht:
sie öffnet zur Erwartung,

sie bereitet das Anbrechen eines anderen Anfangs.

Die Nacht der Welt bleibt bei ihm auf eine mögliche Morgenröte hin ausgerichtet.

In meinem Ansatz hat die Verwüstung einen ganz anderen Sinn.

Sie ist nicht Vorstufe, sondern Wahrheit.

Sie kündigt keine Rückkehr an,

kein neues Licht.

Sie setzt den Menschen der Verlust des Weiten aus,

der Auflösung der Sprache,

seiner eigenen tragischen Fragilität.

Sie weist nicht auf eine Erlösung,

sondern auf eine *Wache*:

stilles Hüten einer flackernden Glut,

die nicht rettet, aber bleibt.

Die Verwüstung ist nicht Schwelle zu einer anderen Zukunft,

sie ist der Ort des Tragischen selbst,

wo das Werden sich erprobt,

zerbrechlich, ohne Rückhalt,

offen nur für den Geist,

der sich in der Kluft ahnen lässt.

In der fortdauernden Nacht,

wo kein Tag verheißen ist,

steht der Mensch nicht im Warten auf eine Morgenröte.

Er verweilt in der Wache bei der erkalteten Asche,

bläst sanft auf die Glut, die noch glimmt.

Nicht um sie zu einer neuen Helligkeit zu entfachen,

nicht um die Illusion eines kommenden Heils zu nähren,

sondern um dieses zerbrechliche Feuer zu hüten,

das kaum erhellt,

doch schwankender Leitfaden des tragischen Werdens durch den Schatten ist,

schwach genug, um niemanden zu retten,

und doch stark genug,
um den Geist in der Nacht zu tragen.

WACHE ÜBER DER GLUT

1.

In der tiefen Nacht, da die Welt sich zurückzieht,
ist keine Morgenröte verheißen, keine Erlösung erwartet,
und doch bleibt die Wache, zerbrechlich wie eine ausgestreckte Hand,
Hüterin eines Lichtes, das sich unter der Asche verbirgt.
Nicht das Warten hält den Menschen aufrecht,
sondern die leise Aufmerksamkeit für den Atem, der fort dauert,
als ob der Geist, im Schoß der Ruine selbst,
noch immer brennte mit einem winzigen, doch wirklichen Feuer.

2.

Man entzündet dieses Feuer nicht, damit es zur Flamme werde,
man erhebt es nicht zum Rang neuen Lichtes.
Es ist nicht Verheißung, sondern Gegenwart,
kein Brand, sondern unbeugsame Glut.
Und die Wache sucht nicht den Tag:
sie willigt ein in die Nacht, die nicht weicht,
sie schützt, was bleibt, selbst das Geringste,
als unsichere Führung des tragischen Werdens.

3.

Denn das Werden ist keine Erlösung,
es führt nicht zu einer letzten Helligkeit,
es schreitet fort in der Finsternis, die bleibt und sich verdichtet,
es ist Weg singulärer Wesen, ausgesetzt ihren Rissen.
Und darum ist die Wache notwendig:
sie weist nicht den Pfad, sie hütet den Atem,
sie hält die Möglichkeit des Weitergehens offen,
auch wenn alles um uns zusammenbricht.

4.

So, in der Gemeinschaft derer, die wachen,
dezentriert sich die Sprache und wird Polyphonie,
nicht Wort der Gewissheit, sondern Teilung des Atems.
Jeder haucht auf die Glut des Anderen,
und die zerbrechliche Flamme erhebt sich nicht allein, sondern gemeinsam,
nicht um die Nacht zu vertreiben, sondern um sie anders zu bewohnen.
Dann kreist der Geist in diesem stillen Feuer,
er verbindet die Risse, er trägt das Gemeinsame,
und in der Finsternis ohne Erlösung
offenbart er die unsichtbare Kraft eines geteilten Werdens.

5.

Der Wächter erhebt sich nicht als Prophet,
er verheißt weder Heil noch Licht.
Er verweilt am Rand des Abgrundes, aufmerksam,
Hüter eines Feuers, das er nicht besitzt.
Die Glut gehört ihm nicht,
sie atmet in ihm wie außerhalb seiner,
sie ist Gabe ohne Herrn, geteilter Atem,
sie durchdringt seine Zerbrechlichkeit und lässt ihn leben.

6.

Keine feste Klarheit wohnt in dieser Wache,
nur das Zittern eines unterbrochenen Funkens,
wie der Funke, der aufflammt und verlöscht,
wie das Atmen eines schwankenden Feuers.
Der Wächter erwartet nicht, dass es aufflammt,
er sucht nicht, es zu zwingen,
er neigt sich vor dieser Zerbrechlichkeit,
er lernt, im Schwanken zu leben.

7.

In der Nacht ist die Glut mehr als Licht:

sie ist leise Wärme, sie ist Atem der Gegenwart.

Sie versammelt die, die sich ihr nähern,
wie ein unsichtbarer Kreis verstreuter Seelen.

Keine triumphierende Versammlung,
sondern schweigende, zerstreute Gemeinschaft,
die in dem stillen Feuer erkennt
das Zeichen des Geistes, der noch kreist.

8.

Die Asche selbst bewahrt Erinnerung an das Feuer,
sie ist nicht unfruchtbar, sondern schlafende Matrix.

Und die Glut, die sich in ihr verbirgt, ist kein Rest,
sie ist tragische Zukunft, sie ist leiser Ruf.

Auf sie zu hauchen heißt nicht, die Vergangenheit neu zu entfachen,
es heißt, ein Werden zu begleiten ohne letztes Licht,
es heißt, Raum zu geben für das, was sich noch öffnet
in der Finsternis, die ohne Ende bleibt.

9.

So ist die Wache kein Warten,
sie strebt nicht einem verborgenen Morgen zu,
sie späht nicht zum Himmel, um die Morgenröte zu erblicken.

Sie wendet sich der Asche zu und hütet sie,
sie beugt sich über den rissigen Boden,
sie atmet mit dem zerbrechlichen Feuer, das überlebt,
sie nimmt an, dass die Nacht bleibt,
und richtet sich in ihr ein als Wohnung des Werdens.

10.

Im Schweigen der Ruinen
weiß der Wächter, dass nichts gerettet wird,
und dennoch bleibt er, er wacht, er haucht.
Denn das Tragische ist nicht Verzweiflung,
es ist Weg des Unendlichen im Endlichen,

es ist Durchgang des Geistes in der geöffneten Kluft.

Die Glut, niemals Brand, niemals Heil,
bleibt lebendig genug, um den Schritt zu führen,
warm genug, um die Lebenden zu verbinden,
zerbrechlich genug, um die Ewigkeit im Augenblick zu offenbaren.

ASCHE

1.

Die Asche breitet sich wie ein grauer Mantel aus,
sie bedeckt das Feuer, das war, sie tilgt die Spuren.
Sie hat keine Flamme, keinen Glanz, keinen Ruf,
sie bleibt Rückstand, Schweigen, träge Last.
Was brannte, ist vergangen, verzehrt,
es bleibt nur Staub, vom Wind zerstreut,
und in diesem atemlosen Pulver
steht das Bild des unwiderruflichen Endes.

2.

Die Asche verheißt nichts,
sie birgt keinen Funken, der neu entbrennen könnte.
Sie bewahrt nur eine erloschene Erinnerung,
eine Vergangenheit, reduziert auf kalten Staub.
Sie bietet sich dem Wächter nicht dar,
sie ruft keinen Atem,
sie ist ohne Stimme, ohne Wärme,
sie ist, was bleibt, wenn alles gefallen ist.

3.

In der Asche lesen sich die Ruinen der Zeit,
die verwischten Formen eines fernen Brandes.
Doch keine Zukunft schreibt sich dort ein,
nur der Abdruck eines verstorbenen Feuers.
Der Blick, der sich neigt, findet keinen Führer,

sondern die nackte Evidenz der Auflösung.
Was bleibt, ist reine Verlorenheit,
ein Boden aus Staub ohne lebendige Erinnerung.

4.

Selbst die Sprache löst sich darin auf,
sie findet keinen Glanz mehr zu benennen,
sie zerbricht in stumme Partikel,
sie verliert sich in der Haltlosigkeit des Graus.
Die Worte fallen wie die Asche selbst,
leicht und leer, verweht vom Atem,
und der Mensch bleibt ohne Stimme vor diesem Schweigen,
als lösche er sich aus mit dem, was sich auslöscht.

5.

Die Asche ist das Gegenteil der Glut:
sie birgt nichts, sie verheißt nichts,
sie ist kein heimlicher Herd,
sie ist kaltes Grab.
Man haucht nicht auf sie, um die Flamme zu entfachen,
man versinkt in ihr wie in sterilem Staub,
und der Geist findet darin keinen Durchgang,
sondern eine endgültige Verschließung.

6.

Diejenigen, die sich um die Asche versammeln,
finden darin keine Wärme, sondern gemeinsame Kälte.
Sie erkennen sich nicht wieder in einem leisen Feuer,
sondern in dem Verlust, den keiner überwindet.
Die Gemeinschaft ist kein Teilen des Atems mehr,
sie ist Zerstreuung der Staubkörner,
ein Miteinander, dem die Auflösung bestimmt ist,
wie die Asche, die der Wind verweht.

7.

Die Asche erhebt sich nicht in Spirale,
sie fällt immer wieder zu Boden.
Sie sammelt sich in Rissen und Höhlungen,
sie wiegt ohne Gewicht,
sie dringt ein, ohne zu bleiben.
Sie führt nirgends hin,
sie trägt kein Werden,
sie ist Ende ohne Öffnung.

8.

Der Mensch, über die Asche gebeugt,
findet kein Licht, um zu gehen,
er hört keine geheime Stimme,
er vernimmt nur die ruflose Leere.
Und in dieser Leere entdeckt er seine Nacktheit,
nicht tragisch, sondern steril,
nicht Öffnung, sondern Auslöschung,
als müsste jede Spur verschwinden.

9.

So ist die Asche Gestalt der Vollendung,
nicht des Durchgangs, sondern der Schließung,
nicht des Tragischen, sondern des reinen Erlöschens.
Sie sagt, was nicht zurückkehrt,
sie zeichnet das Ende ohne Rest.
Sie bezeugt das Schweigen des Geistes,
wenn er sich ganz zurückzieht
und nur die nackte Abwesenheit lässt.

10.

Und doch, selbst in dieser völligen Kälte,
selbst in diesem sterilen Staub,
kann der Mensch nicht aufhören zu schauen,

wie fasziniert von dem, was nicht mehr ist.

Denn die Asche, ohne Verheißung, ohne Feuer,

bleibt das letzte Antlitz des Wirklichen:

das, was sich im Verschwinden gibt,

das, was im Nichts bleibt.

Sie ist das Ende ohne Rückkehr,

der Ort, wo jede Wache erlischt.

DIE SPIRALE UND DER RING

1. Heidegger und der Ring

Heidegger hat sich an die Gestalt der Hütung gebunden.

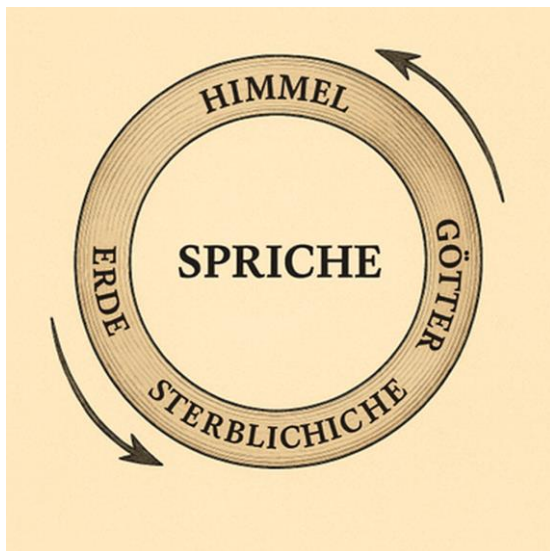
Das Geviert (Himmel, Erde, Götter, Sterbliche) beschreibt einen Kreis der Zugehörigkeit.

Die Sprache steht im Zentrum: Quelle, die sammelt und birgt.

Selbst im Seminar über Heraklit, wo Werden und Feuer aufscheinen,

führt Heidegger den Fluss immer zurück auf eine parmenideische Stabilität.

Der Ring ist die bevorzugte Figur seines Denkens: Treue, Schließung, Zugehörigkeit.



2. Nietzsche und die Spirale

Nietzsche kehrt die Perspektive um.

Für ihn ist das Werden Bejahung.

Jeder Augenblick trägt die Ewigkeit in sich,

weil er dem ewigen Wiederkehren geweiht ist.

Die Spirale ist das angemessenste Bild:

sie schließt sich nicht im Selben,
sie entfaltet sich ins Unendliche,
jede Windung weitet den Kreis, ohne ihn je zu schließen.
Wo Heidegger im Ring einschließt, öffnet Nietzsche ins Unendliche.

3. Hölderlin und Rilke: der Blitz und der Schwung

- Hölderlin ahnt den blitzhaften Augenblick:
den Schlag, der die Zeit aufhält und die Ewigkeit im Jetzt aufscheinen lässt.
Bei ihm offenbart sich das Sein in der Fulguranz, nicht in der Hütung.
- Rilke erfährt die innere Spirale:
jedes Leid, jede Schönheit trägt schon die «Ewigkeit» in sich.
In den Elegien dehnt sich die Welt, öffnet sich endlos.
Die rilkische Spirale ist eine Metaphysik des Schwungs.

4. Trakl: der Zusammenbruch des Rings

Heidegger wollte Trakl zum Dichter der nächtlichen Hütung machen.
Doch Trakl zeigt etwas ganz anderes: den Zusammenbruch der Sprache.
Bei ihm birgt die Sprache nicht mehr, sie zerbricht.
Der Ring des Gevierts, der Himmel, Erde, Götter und Sterbliche vereinen sollte,
zerfällt in der Nacht und der Ruine.
Die Bilder hüten nicht: sie stürzen, zerstreuen sich, zerbrechen.
Trakl verkörpert nicht die Stabilität des Rings, er zeigt dessen Fall.
Und aus diesem Fall erhebt sich der Atem der Spirale:
das Unendliche, das die Risse durchzieht,
die Ewigkeit, die sich im Augenblick niederlegt.

5. Die enthüllte Spannung

- Heidegger bleibt dem Ring treu, Gestalt einer parmenideischen Ordnung.
- Nietzsche, Hölderlin, Rilke, und vor allem Trakl, ahnen die Spirale:
Ewigkeit im Augenblick, unendliche Öffnung, Zusammenbruch des Kreises.
Die Spannung zwischen Ring und Spirale ist nicht symmetrisch:
wenn der Ring zerbricht, bleibt allein die Spirale.

6. Was dein Text hervorbringt

Die Spirale trägt das Werden des Geistes:

sie erhebt sich aus den Rissen,

gibt jedem Augenblick sein Gewicht an Ewigkeit

und öffnet einen Kreis von Gemeinschaft, der sich Schritt für Schritt bildet.

Der Ring, wenn er zerbricht, enthüllt seine Unzulänglichkeit:

er ist nicht letztgültig,

er kann mit der Sprache selbst zusammenbrechen.

Doch in seiner zerbrechlichen Hütung erinnert er an die Notwendigkeit
eines Zentrums, einer Quelle.

Dein Schreiben hält diese beiden Pole zusammen:

die Spirale des Unendlichen

und den rissigen Ring der Sprache.

Es lässt sehen, was Heidegger verdrängt hat:

dass die Hütung nicht genügt,

dass der Ring zusammenbrechen kann,

und dass allein die Spirale noch einen Durchgang öffnet.

DIE SPIRALE UND DER RING

Aus der Tiefe der Kluft erhebt sich die erste Bewegung,

ein stummer Ruf, der keine Rückkehr kennt.

Er hat kein Ende, er sucht kein Anderswo,

er entfaltet sich ins Unendliche seines eigenen Schwunges.

In jedem Augenblick trägt er sein Gewicht von Ewigkeit,

als entzündete sich die Dauer in einer unversehrten Glut.

Gott, der Mensch, die Natur, die Welt sind darin eingeschrieben,

alle fortgerissen im Schwindel einer aufsteigenden Volute.

Die Spirale bietet kein gelobtes Land,

sie schenkt in jedem Schritt den Glanz einer sprudelnden Quelle.

Sie verlangt kein Warten, sie verleiht die Gegenwart,

nicht eine Zukunft, sondern die Ewigkeit des Augenblicks.

Und in ihrem Schwung weitet sich ein unsichtbarer Kreis,
der einer Gemeinschaft des Geistes, die Gestalt gewinnt,
nicht vorgegeben, sondern geformt durch den geteilten Schwung,
ein Kreis, der sich öffnet und sich niemals schließt.

Dann ist der Atem keine Ausdehnung, sondern Durchgang.
Er durchzieht alles, er belebt die Trägheit der Steine,
er bahnt sich einen Weg durch das Fleisch der Lebenden,
er nährt das geheime Feuer, das in den Rissen glimmt.
Dieser Atem verheißt kein Heil, er schenkt Gegenwart,
er lässt die Welt mit seinem dunklen Rhythmus pochen,
er bewahrt die Erinnerung an den Ursprung lebendig
und erhebt sich wie ein Ruf zum Unendlichen.

Ihm gegenüber bleibt der Ring unbeweglich und aufmerksam.
Er stürzt sich nicht voran, er wacht, er sammelt,
er hält im Kreis Himmel und Erde,
die Götter und die Sterblichen vereint im Tanz.
Niemand reißt sich los, jeder hat seine Wohnung.
Der Kreis ist eine Hütung, ein Obdach, eine Treue.
Er kennt weder Flucht noch Bruch,
er verweilt im Zentrum, dort, wo die Sprache wohnt.

Denn die Sprache ist Quelle und nicht Gipfel.
Sie erhebt nicht zum Jenseits, sie sammelt.
Sie birgt die Gegensätze in ihrem unsichtbaren Kreis,
sie webt die Einheit der Vier, die sich antworten.
Himmel, Erde, Götter, Sterbliche stimmen darin überein,
nicht im Aufbruch, sondern in der Zugehörigkeit,
nicht in der Öffnung, sondern in der Hütung.
Die Sprache ist der Ring, der das Sein versammelt.

So stehen sich zwei Gestalten gegenüber,
die Spirale und der Ring, das Werden und die Hütung.

Die eine stürzt voran, die andere hält zurück,
die eine öffnet, die andere birgt –
zwei entgegengesetzte, doch notwendige Bewegungen.

Die Spirale ist Verheißung des Unendlichen,
der Ring ist Treue zu dem, was bleibt.

Und vielleicht gibt es keine höhere Wahrheit
als ihre geheime Spannung, immer neu begonnen.

Denn das Werden braucht die Hütung, um zu dauern.

Ohne den Ring verlöre es sich in der Zerstreuung,
es verlöschte wie eine Flamme ohne Obdach,
es fände nicht zur Ruhe der Zugehörigkeit.

Und der Ring, ohne die Spirale, erstarrte,
er drehte sich leer in seiner geschlossenen Wiederholung,
er verzehrte sich in seinem unbeweglichen Kreis,
beraubt des Schwindels, der ihm Leben gibt.

Dann atmet der Geist in zwei verbundenen Atemzügen:
er erhebt sich im Aufschwung der unendlichen Spirale,
und er verweilt in der Hütung des treuen Rings.

Öffnung und Zugehörigkeit antworten einander.

Die eine zeichnet den Weg, die andere gründet die Wohnung,
die eine erfindet, die andere sammelt,
und aus ihrem Einklang entsteht die verborgene Einheit,
eine Welt erleuchtet von Ewigkeit und Unendlichkeit.

Denn die Ewigkeit durchzieht die Zeit, indem sie sie anhält,
sie suspendiert sie im Glanz des vollen Augenblicks,
sie erstarrt die Flucht in einem Kristall der Gegenwart,
sie schreibt das Werden in die Dichte eines Zentrums ein.

Jede Sekunde ist absolut, jeder Atemzug ist Fülle,
der Durchgang wird zur Ruhe, der Augenblick zum Absoluten,
und der Mensch erkennt im Blitz der Gegenwart
das Gewicht des Unendlichen, geborgen im Endlichen.

Doch das Unendliche durchzieht alles, indem es öffnet.

Es erstarrt nicht, es zerreißt, es dehnt, es reißt an sich.

Es zerstreut die Umrisse, es löst die Bindungen,

es führt die Welt zum Schwung des Unvollendeten.

Keine Schließung kann es halten, keine Grenze es stoppen.

Es dringt wie ein Feuer in die Fäden der Wesen ein,

und jedes Fragment des Wirklichen wird zum Durchgang,

eine Schwelle zu einem Draußen, das sich niemals schließt.

Der Ring schließt sich auf sich selbst.

Er beruhigt, denn er ist die Gestalt der Vollendung und der wiedergefundenen Ordnung.

Bei Heidegger ist der Ring – oder der Ring des Gevierts – das, was zurückführt zur Erde, zum Himmel, zu den Göttern und den Sterblichen.

Es ist die Fülle einer Form, die sich schließt, eine Ganzheit, die sich in ihrer eigenen Rückkehr erfüllt.

Doch der Ring birgt einen verborgenen Mangel: er wiederholt nur.

Immer sich selbst gleich, sperrt er das Werden in eine unbewegliche Wiederholung.

Er enthält, aber er erfindet nicht.

Er sammelt, aber er öffnet nicht.

Die aufsteigende Spirale trägt eine andere Wahrheit.

Sie bewahrt vom Kreis die Bewegung der Rückkehr, doch sie verklärt sie zum Dynamismus.

Bei jeder Drehung verschiebt sich etwas, erhebt sich, erneuert sich.

Der Kreis kehrt wieder, doch der erweiterte Kreis:

wie eine Welle, die nicht in dasselbe Bett zurückfällt,

wie eine Liane, die sich um den Stamm windet,

doch zum Licht emporstrebt.

Wo der Ring durch Schließung beruhigt, begeistert die Spirale durch Erfindung.

Sie ist Erinnerung und Neuheit zugleich:

jede Windung bewahrt die Spur der vorhergehenden,

doch erweitert, bereichert, übersteigt sie diese.

So ist die Spirale die Gestalt der Kreativität.

Sie erfindet unaufhörlich, denn niemals sind zwei Kreise identisch.

Sie entfaltet eine Dynamik, denn ihre Bewegung löst sich nicht im Unbeweglichen auf,
sondern stürzt vor in das Unbekannte.

Sie weitet ihre Kreise wie konzentrische Wellen,
die sich in Raum und Zeit öffnen,
und gibt der Rückkehr nicht die Gestalt der Wiederholung,
sondern die der Entfaltung.

Die Spirale ist daher das wahre Symbol des Werdens,
wo der Ring ein Zeichen der Vollendung bleibt.

Die Spirale und die ewige Wiederkehr

Nietzsche hat die ewige Wiederkehr als höchste Prüfung gedacht:
wollen zu können, dass jeder Augenblick, so wie er ist,
ins Unendliche, ins Identische zurückkehrt.

Wörtlich genommen könnte das zirkulär erscheinen, fast mechanisch:
der Ring einer Zeit, die von Neuem beginnt, ohne Abweichung, ohne Unterschied.
Doch der Geist der ewigen Wiederkehr erschöpft sich nicht in diesem geschlossenen Kreis.

Denn die ewige Wiederkehr ist nicht bloße Wiederholung, sie ist eine Rückkehr, die
verwandelt.

Jeden Augenblick wieder wollen heißt wollen, dass er zurückkehrt,
doch getragen von einer höheren Intensität.

Jede Wiederkehr ist zugleich dieselbe und eine andere:
sie gräbt die Identität tiefer, doch sie entzündet die Differenz.

Es geht nicht darum, denselben Weg erneut zu gehen,
wie ein Karrenrad, das sich in denselben Spurrillen abnutzt.
Es geht darum, dem Weg eine unerschöpfliche Frische zu schenken,
eine erneuerte Intensität.

Hier ist die Spirale das treffendste Bild:
sie zeigt, wie die Rückkehr nicht flach ist, sondern aufsteigend.
Jeder Kreis kehrt nicht zum selben Punkt zurück,
er ist dieselbe Bewegung, doch erweitert, verschoben,
gehoben auf eine andere Ebene.

Die ewige Wiederkehr verurteilt also nicht zum Wiederkäuen,
sie öffnet zu einer unendlichen Erfindung.

Sie ist die Verheißung, dass alles, indem es wiederkehrt,
sich erhebt, sich entfaltet, sich neu erschafft.

So rettet die Spirale die ewige Wiederkehr vor dem Verdacht der Monotonie:
sie macht sie zur Gestalt des schöpferischen Werdens.

Sie drückt das dionysische Wesen Nietzsches aus,
nicht die ewige Wiederkehr als Wiederholung des Selben,
sondern als immer umfassendere, höhere, reichere Intensivierung desselben.

Schluss

Dem Ring gegenüber, der schließt und beruhigt,
öffnet die Spirale und reißt mit sich fort.
Sie bewahrt vom Kreis die Treue der Rückkehr,
doch sie schenkt ihm den Schwung einer Überschreitung.
Sie ist der Kreis, der sich weigert, sich zu schließen,
der den Weg der Erfindung wählt.

Die Spirale ist das Urbild eines schöpferischen Werdens:
dynamisch, offen, expansiv.

Sie ist die erhellendste Gestalt dessen,
was Nietzsche mit der ewigen Wiederkehr ahnte:
nicht die erstarrte Rückkehr des Selben,
sondern die verwandelte Rückkehr,
die wächst und sich erhebt,
die das Leben zu einer endlosen Verheißung macht.

In ihr stehen Erinnerung und Neuheit zusammen,
Treue und Erfindung, Rückkehr und Überschreitung.

Die Spirale ist das getreueste Bild dessen,
was es heißt, das Tragische zu bewohnen:
zurückzukehren – doch um sich zu erheben.

